

Überlegungen zur Zukunft der Fotografie

"Man kann nie wissen"

-Inscription auf dem Grabstein von Kurt Schwitters in Hannover

Fotografen werden weiterhin den Zustand der Welt beschreiben und interpretieren. Es wird eine deutliche Trennung zwischen Autor und Dienstleister geben. Das Gros der Berichterstattung über Katastrophen und Kriege wird von Agenturen und Amateuren bewerkstelligt, der interpretierende Autor wird viel zu langsam sein, um beim schnellen Liefern weltweiter, digitaler Daten noch teilnehmen zu können. Von den neuen Pressefotografen ist stillose Bildmenge gefragt, die sowohl im Internet, als auch auf Zeitungsseiten einen schnellen Hingucker liefert.

Gleichzeitig konkurrieren sie mit ihren Lesern, die immer und überall mit Digitalkamera und Handy schneller sein werden. Das nur noch digital und fragmentarisch vorhandene Lebenswerk der neuen Reporter wird im Gegensatz zu klassischen Fotografen wie Lebeck, Moses oder Höpker fotografiegeschichtlich nur eine Fußnote sein.

Die Protagonisten eines halbaktuellen Dokumentarismus werden versuchen, Bücher zu machen und ihre „Originale“ über den internationalen Kunstmarkt an lukrative Wände zu bringen. Die Großformat-Generation stand sich schon im Nachhall des Hurrikans „Katrina“ in New Orleans auf den Füßen, so erscheinen zum Herbst neue Bücher von Chris Jordan, „In Katrinas Wake“ und Robert Polidori „After the flood“. Simon Norfolk soll auch da gewesen sein. Auch das wird nicht mehr zukunftsfähig sein, auch hier ist das Vokabular begrenzt und ganz blöd ist der Markt nicht.

Was macht die Fotografie dann? Sie entwickelt sich genauso wie der Rest vom Kapitalismus: Die Mittelschicht löst sich auf, weltweit wird es 500 Fotografen geben, die sich um die Höhe ihres Einkommens keine Sorgen machen müssen, Hunderttausende werden ihre digitalen Daten zu Dumpingpreisen zu Markte tragen. Fotoblogs wie Flickr, Photonet oder Fotocommunity werden von

Getty und Corbis gekauft, das Material verschlagwortet und dem Markt zur Verfügung gestellt. Das Angebot der klassischen Agenturen wird sich dementsprechend verändern. Alles, was leicht zugänglich ist, Strände, Städte, Landschaften wird hundertfach und billig angeboten, Sujets mit schwierigem Zugang, individueller Ästhetik werden exklusiv und teuer.

Für junge Fotografen gerät der Einstieg zu einem risikoreichen Investment. Die eigene WG, Herkunft oder soziale Verwurzelung zu fotografieren reicht nicht mehr. Gefragt ist gute Recherche und ein relevantes Thema in individueller Bildsprache. Mit der Diplomarbeit zu beweisen, dass man fotografieren kann, wird nicht mehr das Überleben sichern. Trotzdem, die Welt wird sich weiter drehen, das Medium entwickelt sich.

Die digitale Aufzeichnung ermöglicht alle Schattierungen. Nicht mehr Schwarz-Weiß oder Farbe ist die Entscheidung, sondern alle Zwischentöne sind möglich. Komposition ist längst nicht mehr das Abdrücken im richtigen Augenblick, sondern die Vorstellung, wie das Bild aussehen soll und die Zutaten entsprechend zu mixen. Im künstlerischen Dokumentarismus gehört eine solche Strategie längst zum Alltag, der Journalist, der sich an diesen ästhetischen Konzeptionen messen zu müssen glaubt, sieht sich verführt, diesem Paroli zu bieten.

Für die Redaktionen wird es wichtig werden, kompetente, gut ausgebildete Fotoredakteure zu beschäftigen, die analog zur aufwändigen Dokumentation der Texte Nachrichtenfotografien auf ihre möglichen Manipulationen hin untersuchen. Zwangsläufig wird es zu einer dezidierten Trennung zwischen einer Nachrichtenfotografie mit Beweischarakter und einer Fotoillustration mit eher feuilletonistischem Anliegen kommen müssen. Im August 2006 meldete die Fotozeitschrift PDN die fristlose Entlassung von Patrick Schneider, einem Fotoreporter des "Charlotte Observer" einer kleinen Lokalzeitung in den USA. Schneiders Vergehen bestand in der Übertreibung der Farbgebung eines Nachrichtenphotos.

Wer schon einmal einen Datensatz per Raw-Konverter geöffnet hat, dem wird klar geworden sein, dass es statt eines Bildes

nur eine beliebig wandelbare Masse an Pixeln gibt, die es für den Druck zu übersetzen gilt. Was bis dahin passiert liegt in der Phantasie der Fotografen. In 10 Jahren wird schlicht jedes Bild vom Betrachter angezweifelt werden. Zu Recht. Fotografien müssen uns nicht mehr beweisen, dass im Libanon geschossen wird oder in Hoyerswerda Häuser verfallen. Ihr fiktionaler Charakter ermöglicht eine viel unmittelbarere Erfahrung als das Diktat der Chefredakteure, die im Foto häufig genug nur die Berechtigung sehen, die eigene Bildunterzeile zu belegen. Überzeugen kann den Betrachter nur eine bildimmanente Authentizität, nicht aber die Behauptung der Wahrhaftigkeit der Entstehungsbedingungen. So wird die Fotografie, endlich von der Last der Wahrheit befreit, zu einer kulturellen Ausdrucksform wie Malerei, Musik und Sprache. Oder glaubt jemand ernsthaft, dass Musik, die klingt wie aus dem Ghetto, von Musikern gemacht wird, die dort leben? Entscheidend ist das Verständnis der zu transportierenden Erfahrungen.

Und was bedeutet das in Zukunft?

Die Fotografie kehrt an ihre Anfänge zurück: Die ersten Lichtbildner des 19ten Jahrhunderts waren engagierte Amateure, die Zeit, Geld und vor allem Leidenschaft in ihr eigenes Ausprobieren investierten. Fotografen, die in 10 Jahren stilbildend tätig sein wollen, brauchen einen ähnlichen Hintergrund und eine gute Ausbildung. Wer es schafft, sein Verhältnis zur Welt in zeitgemäße Bilder zu übersetzen, wird eine Chance haben, sich von der Masse abzuheben. Aber die Gräben werden tiefer. Hatten vor 10 Jahren die Fotografen noch ein gutes Auskommen, die nicht in der allerersten Liga spielten, so wird in Zukunft folgendes Szenario wahrscheinlich: Während die Polidoris der nächsten Generation ihre Lambda Prints für 25.000 Dollar verkaufen, wird die B-Riege für 80 Euro plus Rahmung in Lumasähnlichen Postershops verramscht. Während die neuen Elleringmanns, Ginters, Blickles ihre Themen und Bilder exklusiv über feine boutique-ähnliche Agenturen vermarkten können, tritt die B-Riege auf Royalty Free Servern mit dem lustvollen Handyfotografen in Konkurrenz.

Aber es passiert auch etwas Hoffnungsvolles: Es wird, analog zur Musik, eine Indieszene geben, getragen von jungen Fotografen, die tagsüber ihr Geld im Dunstkreis von Museum, Galerie und Agentur verdienen. Nach Feierabend mieten sie leerstehende Ladenlokale, initiieren Ausstellungen, betreiben Websites und Blogs, schließen sich zu informellen Netzwerken zusammen. Es wird Off-Festivals geben und natürlich wird das auch wieder die Aufmerksamkeit der Etablierten erregen. Eigentlich wird sein, wie es immer ist mit der Zukunft: Man kann sich darauf verlassen, dass sich ständig alles ändert.